

Der Blick ins Paradies

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 43

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

beizuführen, aber mit verhältnismäßig wenig Erfolg. Denn die Kluft liegt tief in ökonomischen Verhältnissen begründet, die eine Machtfrage konstituieren und ökonomische Machtfragen werden — leider — weing von bloßen Strafpredigten beeinflusst. . . .

Krieg, Revolution, Streit können nicht unter demselben Gesichtspunkt betrachtet werden. Im Krieg kämpft eine niedrigere Idee gegen eine höhere, in der Revolution und dem Streit gewöhnlich eine höhere gegen eine niedrigere.

Schon Christus verdammt den Krieg; Tolstoj, der große Nachfolger Christi, hat richtig gesagt, daß Krieg nur Mord ist, nämlich der Offensivkrieg. Zur Defensiv genügt die Miliz: das haben unparteiische große Militärschriftsteller, wie Bleibtreu, unwiderleglich festgestellt. Schon Kant in seinem berühmten Buche (Zum ewigen Frieden) verlangte die Abschaffung von stehenden Heeren, den eigentlichen Hervorrufern des Krieges. Und dennoch, sie stehen noch fast in allen „zivilisierten“ Ländern! Warum denn?

Die jetzige Gesellschaftsordnung braucht sie notwendig. Sie ruht auf der Gewalt: Lavelene, der fromme Gläubige, sagt, daß, wenn die Bajonette nicht wären, jedes Land die furchtbarsten Umwälzungen zu erdulden hätte. Teilweise ist dies wahr. Der „innere Feind“ kann rachsüchtig sein. Und dann der andere Grund: Die stehenden Heere sind nötig, um die Kolonisations- und Spekulationsgelüste der feudalistisch-kapitalistischen Klasse, der eigentlichen Lenker und Stützen der jetzigen Staatsgewalt, zu befriedigen. Man denke nur an die Kriege auf Madagaskar, in Transvaal, in Rußland. Die meisten Kriege werden heutzutage, wenn man auf die Gründe geht, der Absatzgebiete wegen geführt.

Was haben alle Schiedsgerichtstraktate vom Jahre 1848 an — die nicht einmal immer vom Mächtigeren einem Schwächeren gegenüber aufrechtgehalten wurden —, was haben „Schiedsgerichte“ zustande bringen können, die ebensogut zurückgewiesen werden konnten, wie es in betreff des Burenkrieges von seiten Englands geschah? Was bedeuten Völkerrechtsinstitute, Friedensligen, Weltfriedenskongresse, Haager Konferenzen, wo man das geltende Kriegsrecht kodifiziert und platonisch die Abrüstungsfrage debattiert? Es sind wenig bedeutende Palliative.

Über wenn in den Großstaaten im Kriegsfall die Hälfte oder ein Drittel aller Männer zu den Waffen greifen müssen, wenn die stehenden Armeen im Durchschnitt jeden Großstaat jährlich eine Milliarde (!) kosten, so begreift man wohl, daß diese Tatsachen die große Masse des Volkes gegen den Krieg und die stehende Heere empören können; man begreift, daß die Rekruten (wie in Italien beim abessinischen oder in Spanien beim marokkanischen Feldzug) sich weigern, gegen den Feind zu marschieren — und versteht jene Massenbewegung im Proletariat aller zivilisierten Völker.

Mit der Revolution und dem Streit steht es, wie schon gesagt, insoweit anders als mit dem Kriege, als erstere meist in Anwendung kommen, wenn Unterdrückte von ihren Unterdrückern bessere Lebensmöglichkeiten erkämpfen wollen. Wenn z. B. ein Souverän einen „Staatsstreich“ vollzieht, um die bürgerliche Freiheit zu schmälern, ist nach mehreren Staatsrechtslehrern das unterdrückte Volk vollberechtigt, Revolution zu machen. Ein Generalstreik genügt zuweilen, um eine wichtige Forderung, wie in Belgien das allgemeine Stimmrecht, durchzusetzen. Ja, die bloße Androhung eines Generalstreiks macht oft schon die herrschende Klasse nachgiebig, wie vor allem Englands politische Geschichte lehrt. Sicher ist jedenfalls, daß freiwillig, ohne drohenden Druck, die beati possidentes niemals auf wichtige Rechte verzichtet hat; nicht einmal in der berühmten Nacht vom 4. auf den 5. August 1789! Auf politischem Gebiet gilt das auch heute noch und ebenso auf sozialem. . . .

Ich komme zu dem Schlussergebnis, daß „Gewalt“ heutzutage noch nicht entbehrt werden mag, daß Krieg jedoch als konservative Stütze einer reinen Klassenherrschaft, die verurteilt ist unterzugehen, — oder auch einfach als eine andere Form des Menschenmordes keine Berechtigung mehr hat; daß dagegen Revolution (hoffentlich nur unblutige) und Streiks, als „Gewaltmittel“ höheren Grades, zur Hebung der unteren Schichten und somit zur Verallgemeinerung des menschlichen Glückes, einen kulturellen Wert besitzen, da der Widerstand der reaktionären Elemente der Gesellschaft wohl schwerlich anders gebrochen werden kann. Der Grad der „Gewaltanwendung“ hängt eben von diesem reaktionären Widerstand ab.

Der Blick ins Paradies.

Sie waren alle der Aufforderung, ins Kinderzimmer zu kommen, gefolgt; und um den Mittelpunkt des Hauses standen, saßen, lehnten sie andächtig herum: die Großmutter mit dem schwarzen Spizenhäubchen auf dem grauen Scheitel, der weißhaarige Großonkel, der, als man ihn rief, die goldgefaßte Brille hochgeschoben hatte, so daß sie ihm nun mitten auf der durchgearbeiteten Gelehrtenstirne saß, die alte Tante und die junge Tante. Und sogar der Onkel Großkaufmann, dem sonst nur Zahlen den Kopf füllten bis unters Dach hinauf, und der eigentlich nie „Zeit hatte“, war da und merkte augenscheinlich nicht, daß sein scharfes Rechenexempelgesicht sich in lauter lächelnde Verwunderung aufgelöst hatte. —

Sie alle hatten sich angesammelt und staunten — ja was denn? — an?

Unser Uschen, das jußt gebadet wurde.

Ein kleines, splinterfasernacktes Menschenkindlein mit runden, glänzendweißen Gliederchen war der Magnet, der aller Blicke an sich gefesselt hielt, ein winziges Ding, das in seliger Unbekümmertheit seinen kleinen Körper dehnte und streckte, das jauchzend strampelte und wonnereifend plantschte, das mit dicken Grübchenhänden hundert Glühertropflein des Badewassers freigeigig nach allen Seiten versprühte, das unzählige unverständliche und doch so verständliche Töne und Tönchen von sich gab und das es scheinbar ganz in der Ordnung fand, der Mittelpunkt eines Familienauflaufs zu sein.

Alle die großen Leute mußten wohl seiner Meinung sein; merkten sie's doch gar nicht, daß sie sich vorbeugten, nickten, winkten, lachten und antworteten, auf das kindliche Rauderwelsch in derselben Sprache antworteten, ganz töricht, sinnlos und rührend-kindisch redeten. Diese klugen, großen, alten, erwachsenen, ach! sonst nur zu sehr erwachsenen Leute! Sie hatten in diesem Augenblick gar kein Gefühl von sich selbst; in köstlicher Unbewußtheit strahlte aus ihren Mienen, ihren lachenden Augen die Freude an dem holden Wunder in ihrer Mitte; und mit Innigkeit nickte dieser und jener verstoßen dem andern zu: sieh doch, sieh doch nur dieses Menschenkindlein! —

Ist's denn wirklich nur Freude an dem Kinde, die aus euren weichgelösten Mienen leuchtet, ist's nur der Blick in sein Paradies? Steigt in diesem Augenblick aus der Tiefe eurer erschlossenen Herzen nicht eine süßschmerzliche Rück Erinnerung an eure eigene Kinderseligkeit auf, die schon so lange dahin ist? Bricht nicht ein mächtiges, innerstes doch noch-Kindsein durch alle Schranken mühsam aufgebauter Selbstverwahrung und Selbstabgrenzung nach außen hin und lebt für einen Augenblick wieder auf?

Ihr werdet nun alsbald wieder an eure Arbeit gehen; und der Alltag wird beschwichtigend einen Vorhang vor den eben durchlebten Augenblick schönen und reinen Fühlens ziehen. Aber ein Nachhall eines groß bewegten Gefühls wird in euch leise weiterklingen und eure Seelen in ihrer Tiefe segnen. (Aus dem „Gesundbrunnen“ 1915.)